FILM SPIEGEL

NR. 22/58 · V. JAHRGANG · BERLIN · 30 PF.

Das NEUESTE

Die DEFA-Filme „Reifender Sommer", „Sonnensucher", „Die Geschichte von Hassan und dem reichen Kaufmann Machmud", „Kapitäne bleiben an Bord", „Tilman Riemenschneider" – unser Bild zeigt Emil Stöhr als Tilman –, „Geschwader Fledermaus", „Der Älteste war dreizehn", „Klotz am Bein", „Im Sonderauftrag" (bisher „Der Kommandant"), „Das Lied der Matrosen" und „Die Premiere fällt aus" sind abgedreht und befinden sich in der Endbearbeitung.

Ein deutsches Autorenkollektiv, das an einer Biographie Frédéric Joliot-Curies arbeitet, hat gleichzeitig die Vorarbeiten für ein Drehbuch über den fortschrittlichen Wissenschaftler und Friedenskämpfer begonnen.

Luis Buñuel, einer der Avantgardisten des Films, beabsichtigt, im kommenden Jahr einen französisch-mexikanischen Film mit Gérard Philipe und Maria Felix in den Hauptrollen zu drehen.

Imre Fehér („Eine Sonntagsliebe") drehte einen Film nach dem Roman des größten ungarischen realistischen Schriftstellers Zsigmond Móricz: „Vogel des Himmels".

Der amerikanische Produzent Sam Fuller will Voltaires „Candide" verfilmen.

Greta Garbo will wieder filmen. Sie unterschrieb kürzlich einen Vertrag mit dem amerikanischen Produzenten Sam Spiegel.

Ludmilla Gurtschenko spielt die Hauptrolle in dem sowjetischen Musikfilm „Das Mädchen mit der Gitarre".

Der tschechoslowakische Regisseur Vaclav Gajer („Jahrgang 21") dreht den Film „Sonntagsträume", der die Geschichte eines jungen Paares bringt, das sich in einem Sanatorium kennenlernt.

Der französische Regisseur Abel Gance plant einen neuen Film über Napoleon, für den er den tschechoslowakischen Staatsfilm als Gemeinschaftspartner gewinnen will.

Der Film des sowjetischen Regisseurs J. Lapschin „Die Zeit des Taiga-Schneeglöckchens" wird über den Bürgerkrieg in Burjat-Mongolien erzählen.

G. W. Pabst („Dreigroschenoper", „Kameradschaft") will eine moderne filmische Version der „Judith" von Hebbel drehen.

Der sowjetische Regisseur Liatif Safarow arbeitet an einem Szenarium über die Freundschaft der Albanier und Aserbaidshanen. Im Jahre 1959 wird dieser Film gemeinsam mit den albanischen Freunden gedreht werden.

Der sowjetische Opernregisseur Roman Tichomirow dreht im Lenfilm-Studio einen farbigen Musikfilm nach Tschaikowskis Oper „Eugen Onegin". Die Rolle des Onegin spielt W. Medwedjew, die Tatjana A. Sprink, eine Studentin des Staatlichen Union-Instituts für Kinematographie.

Der bekannte Opern- und Operettentenor Jan Kiepura ist in seine Heimat, nach Polen, zurückgekehrt und wird dort einen Film drehen.

Der Produktionsplan für abendfüllende Filme in Volkschina sieht im laufenden Jahr die Herstellung von 52 Streifen vor, einige Filme entstanden oder sollen noch in Gemeinschaftsproduktion mit der Sowjetunion, Korea, Frankreich und Japan gedreht werden.

Der tschechoslowakische Schriftsteller Ludvik Askenazy schrieb das Drehbuch zu der tschechoslowakisch-sowjetischen Gemeinschaftsproduktion „Maisterne".

Der Film „Am wilden Ufer des Irtisch", den der Regisseur J. Aron dreht, wird auf der Baustelle des Elektro-Wasserkraftwerkes von Buchtarminsk entstehen.

In München wurde der Film nach Bernard Shaws Stück „Teufelsschüler" mit O. W. Fischer abgedreht. In London spielt Dirk Bogarde die Hauptrolle in der Verfilmung von Shaws Schauspiel „Der Arzt am Scheideweg".

An den Abhängen des Ala-Tau wird der kasachisch-kirgisische Film „Hoch in den Bergen" gedreht.

Hundert Kilometer von Alma Ata entfernt, in der Steppe beim Ili-Fluß, werden Aufnahmen zu dem Film „Dem Morgenrot entgegen" gedreht. Dieser Film wird über die harten Kämpfe um den Sieg der Revolution erzählen.

Im Studio für Puppenfilme in Tuszyno bei Lodz hat man mit den Aufnahmen zu dem Film „In Erwartung des Königs" begonnen. Autor und Regisseur ist E. Sturlis. Der Film macht das pomphafte Zeremoniell der Hoffeierlichkeiten lächerlich.

Das Budapester Pannonia Filmstudio dreht einen Puppenfilm mit dem Titel „Der fröstelnde König".

Den gewaltigen Naturschätzen Sibiriens ist der dokumentarische Spielfilm „Sie fuhren nach Sibirien" gewidmet. Regie: N. Sokolow, Kamera: B. Shilin.

Das Prager Studio des Dokumentarfilms drehte einen Kurzfilm über das bedeutende tschechoslowakische Sinfonieorchester, die „Tschechische Philharmonie". Der Film würdigt das große Werk, das die Tschechische Philharmonie im In- und Ausland vollbracht hat. Die Regie dieses Streifens führte Josef Korán.

In San Franzisko findet vom 28. Oktober bis 11. November zum dritten Male ein Festival ausländischer Filme statt, das das Interesse der amerikanischen Verleiher und Filmtheaterbesitzer insbesondere an europäischen Filmen wecken soll.

Anläßlich des „Tages der Republik" wurden Charlotte Schlotter, Direktor des VEB DEFA-Außenhandel, und Leo Menter, Schriftsteller und ehemaliger Chefredakteur der „Neuen Filmwelt", mit dem Vaterländischen Verdienstorden in Bronze ausgezeichnet.

Wenn Sie mich fragen ...

Werner Rose, Sekretär des Clubs der Filmschaffenden der DDR

... warum ich dem Wahlaufruf der Nationalen Front von ganzem Herzen zustimme, kann ich nur antworten: „Weil es ein Programm des Friedens und des Aufbaus, ein Programm des Sozialismus ist."

Faschismus, Krieg und Zerstörung lernte ich in meiner Jugend bitter kennen. Die Rote Armee setzte dem Verbrechen ein Ende. In einer Ziegelei fand ich Arbeit. Ich begann wieder zu leben. Genossen der Arbeiterklasse lehrten mich sehen, lehrten mich lernen. Unsere Arbeiter-und-Bauern-Macht ermöglichte mir ein Studium und wies mir meinen Platz, mitzuwirken am Gelingen unseres großen Friedenswerkes — aus eigener Kraft. So konnte ich teilhaben an den Erfolgen unseres jungen Staates. Und jeder Schritt nach vorn vertiefte das beglückende Gefühl der Siegesgewißheit, band mich fester an die Heimat, die mir die Deutsche Demokratische Republik schuf.

Soll ich nun zurückstehen, da das Millionenheer der Werktätigen — vereint in der Nationalen Front unter Führung der Partei der Arbeiterklasse — aufgerufen ist, das Werk des Sozialismus zu vollenden? Ich bin gewiß, daß die großartigen Perspektiven, die der Sieg des Sozialismus gerade der Wissenschaft und Kultur eröffnet, auch das herzliche Vertrauensverhältnis all unserer Künstler zu unserem Staat noch weiter festigen und sie zu neuen großen Leistungen beflügeln wird, und ich bin überzeugt, daß auch die Arbeiterklasse, die Bauern und die Intelligenz in Westdeutschland — beeindruckt von unseren Erfolgen — verstehen werden, daß der Frieden, daß die Zukunft Deutschlands mit uns ist.

Die Volkswahlen werden ein Bekenntnis unserer Einigkeit sein. Meine Stimme gehört unserer großen Sache.

FILM SPIEGEL

Herausgeber: Henschelverlag Kunst und Gesellschaft, Berlin N 4, Oranienburger Straße 67, Fernruf: 42 53 71

Redaktion: Paul Thyrêt, Chefredakteur und verantwortlich für den Inhalt
Joachim Reichow
Julia Dreßler
Gustav Salffner

Redaktionsbeirat:
Dr. Karl-Georg Egel
Dr. Georg Honigmann
Horst Knietzsch
Karl-Eduard von Schnitzler, Nationalpreisträger
Siegfried Silbermann

Graphische Gestaltung:
Alfred Will
Erich Wolfgramm

Druck: Berliner Druckerei, Berlin C 2

Veröffentlicht unter der Lizenznummer 714 des Presseamtes beim Ministerpräsidenten der Regierung der Deutschen Demokratischen Republik.

Preis des Einzelheftes 0,30 DM
Monatsabonnement 0,65 DM
Vierteljahresabonnement 1,95 DM

Unser Titelbild: Christine Laszar und Helga Göring bei ihrem Besuch der IV. Deutschen Kunstausstellung in Dresden vor Waldemar Grzimeks Bertolt-Brecht-Statuette (s. auch Seite 6) — Foto: Kastler

SCHÖN WIRD DAS LEBEN, SCHÖN...

... wenn wir alle gemeinsam am großen Aufbauwerk unseres Volkes, am Aufbau des Sozialismus mitarbeiten und ihn vollenden; wenn alle Menschen mit gutem Willen und starken Kräften das gleiche Ziel erstreben.

*

„Plane mit – arbeite mit – regiere mit" heißt es im Wahlaufruf der Nationalen Front des demokratischen Deutschland. Einer unserer beliebtesten DEFA-Schauspieler – Millionen Kinobesuchern als Arthur Vierbreiter in den „Thälmann"-Filmen zum Begriff geworden: Erich Franz, wurde als Kandidat für die Volkskammer, unsere oberste Volksvertretung, vorgeschlagen. Erich Franz war Arbeiter, Dreher, Mitglied der SPD und später USPD, kam er vor 1933 zur Partei der Arbeiterklasse. Unser neuer Staat gab dem klassenbewußten Arbeiter die Möglichkeit, sich zu einem der stärksten Charakterdarsteller zu entwickeln. Seit Jahren gehört er dem „Berliner Ensemble" an, und in vielen DEFA-Filmen fiel er durch seine einprägsame Rollengestaltung auf. Seine Taten und Leistungen – als Mensch und als Künstler – stehen in keinem Widerspruch. Viele politische Funktionen hat er in den vergangenen Jahren ausgeübt. Jetzt wurde er für unsere oberste Volksvertretung vorgeschlagen. Verdienen solche Menschen wie Erich Franz nicht unser ganzes Vertrauen? Man kann wohl nur mit Ja antworten.

*

„Plane mit — arbeite mit — regiere mit", das Motto des Wahlaufrufs, ist bei vielen Filmschaffenden nicht ungehört verhallt. Um unserem Kinopublikum die Bedeutung der Wahl vor Augen zu führen, schuf das DEFA-Studio für Wochenschau- und Dokumentarfilme sechs Filme. Sie werden in einigen Tagen in unseren Lichtspieltheatern anlaufen.

Unter ihnen sehen wir „Wertvolle Kunstschätze", einen Film, der die Rückgabe der in der Sowjetunion sichergestellten Kunstwerke an die Deutsche Demokratische Republik zeigt. Rolf Schnabel ist der Regisseur des Films; von ihm wurde auch der Streifen „Auf der Tagesordnung steht", ein Bericht über die Arbeit der Volkskammerabgeordneten Gisela Fuchs, zusammengestellt.

„Ein Tag bei uns" — einen Tag aus dem vielfältigen Leben in unserer Republik schuf Helmut Schneider. Dagobert Loewenberg ist Regisseur des Films „Glück auf, Schwarze Pumpe", der uns Bilder von diesem großen Bauvorhaben und den dort arbeitenden Menschen zeigt.

Mit einem ebenso aktuellen Thema beschäftigte sich Alfons Machalz in „Expreß junger Sozialisten", einem Film über den Bau eines Zuges, der von Jugendlichen der deutschen Reichsbahn in freiwilliger Arbeit noch in diesem Jahr fertiggestellt wird.

*

Es gibt noch mehr Beispiele — blicken wir uns in den Theatern, in den Studios, in den Rundfunkstationen um — für die allumfassende, begeisterte und tatkräftige Mitarbeit zu den Wahlen. Diese Taten beweisen, daß der Wahlaufruf an die Kulturschaffenden — in dem es heißt: „Nehmt teil an der großen Auseinandersetzung mit den geistigen Problemen unserer Zeit! Euer kritisches Urteilsvermögen, Euer Forscherdrang möge dem Volke und seiner Jugend dienen, die den Ufern einer neuen Gesellschaftsordnung zustrebt! Erzieht die Jugend für die Zukunft, für den Sozialismus! Schenkt unserem Volke gute Bücher und Musik, neue Erkenntnisse und neue Werke der darstellenden und bildenden Kunst! Seid wahre Schöpfer und Gestalter des neuen Lebens!" — überall seinen Widerhall gefunden hat. *S. R.*

Szenen aus dem DEFA-Dokumentarfilm „Expreß junger Sozialisten".

Der DEFA-Dokumentarfilm „Auf der Tagesordnung steht" berichtet von der Tätigkeit der Volkskammerabgeordneten Gisela Fuchs, die im Magdeburger Bekleidungswerk „Fortschritt" arbeitet. Fotos: DEFA

Foto: Zentralbild

JOHANNES R. BECHER ZUM GEDENKEN

Das demokratische Deutschland trauert um seinen großen Sohn, den Dichter und Politiker, zweifachen Nationalpreisträger und Träger des Lenin-Friedenspreises, den Minister für Kultur der Deutschen Demokratischen Republik, Johannes R. Becher.

Früh schon sagte sich der Münchner Beamtensohn von seiner Klasse los. Erkennend die Verlogenheit der bürgerlichen Welt, ahnend die Unmenschlichkeit einer Ordnung, in der Arbeit und Armut der vielen den Reichtum und das Wohlleben weniger ermöglichen. Noch stand er als Suchender zwischen den Fronten: „Bin ich zerbröckelnde Mauer – Säule am Wegrand, die schweigt – oder Baum der Trauer – über den Abgrund geneigt?" –

Im ersten Weltkrieg finden wir ihn bereits bei den Gegnern des Völkermordens. Er entlarvt das Geschwätz vom Heldentod fürs Vaterland, wenn er, der Gefallenen gedenkend, schreibt: „Die Tausend Tausend meuchlings umgebracht."

Gegen Ende des Krieges reiht er sich in den Vortrupp der deutschen Arbeiterklasse ein. 1917 tritt er der USPD bei, 1918 schließt er sich dem Spartakusbund an, und mit ihrer Gründung wird Johannes R. Becher Mitglied der Kommunistischen Partei Deutschlands. Von nun an ist sein Leben und Werk nicht mehr vom Kampf des deutschen Proletariats zu trennen. Mit seinen 1919 erschienenen Versen „Gruß des deutschen Dichters an die russische Föderative Sowjetrepublik" ist er der erste Dichter, der außerhalb Rußlands die Große Sozialistische Oktoberrevolution besingt.

Parteinahme für die Sache der Arbeiterklasse, Liebe zu Deutschland und unerschütterliche Verbundenheit zum ersten sozialistischen Land der Erde wurden die Hauptmotive seines Schaffens.

In der Zeit der Weimarer Republik kämpft er unermüdlich und kompromißlos gegen Reaktion und Revisionismus. Für seinen Roman „Levisite oder der einzig gerechte Krieg" stellt ihn die bourgeoise Klassenjustiz 1927 wegen „Hochverrats" unter Anklage. Weltweiter Protest kämpft ihn frei. 1931 begrüßt er mit dem großen Epos „Der große Plan" die Erfolge des sozialistischen Aufbaus in der Sowjetunion. 1933 vertreiben ihn die braunen Henker aus der geliebten Heimat. Es folgen die Jahre der Emigration. Erbarmungslos trifft die Schärfe seines Dichterwortes die Verderber Deutschlands, mahnend ruft er den wenigen Deutschen, die ihn hören konnten und wollten, sein „Wo Deutschland lag..." zu. Voll ergreifender Innigkeit schrieb er Verse, die die Schönheit der deutschen Heimat in jener, von ihm so meisterlich beherrschten volkstümlichen Schlichtheit erstehen ließen.

Nach 1945 stellt Johannes R. Becher seine ganze Kraft in den Dienst des Neuaufbaus. Präsident des Kulturbundes, Mitglied des Weltfriedensrates, Volkskammerabgeordneter, Präsident der Deutschen Akademie der Künste und Minister für Kultur sind die wichtigsten der Funktionen, die er im Kampf für den Frieden, für die Erneuerung der deutschen Kultur übernahm. Daneben publizistische Arbeiten und vor allem Dichtungen, die die großen Themen unserer Zeit zum Inhalt hatten: „Dank Euch Ihr Sowjetsoldaten", „Volkes Eigen", „Die Friedenstaube" und – die Nationalhymne der Deutschen Demokratischen Republik. Groß ist das Vermächtnis, das uns der Politiker Johannes R. Becher hinterließ, kaum erschlossen sein dichterisches Werk. In seinem Geist leben und arbeiten heißt gleich ihm dafür eintreten:

„Daß nie eine Mutter mehr – Ihren Sohn beweint."

„Und die Sonne schön wie nie – Über Deutschland scheint."

F. W. R.

Maetzig-Kubas Filmkomödie „Vergeßt mir meine Traudel nicht" mit Eva-Maria Hagen und Horst Kube, die das Filmfestival in Edinburgh eröffnete, fand bei den englischen Kritikern und auch beim anwesenden Publikum viel Beifall.

„Marty"-Autor Chayefski schrieb das Buch zu dem neuen, schon in Brüssel mit Erfolg gezeigten amerikanischen Spielfilm „The Goddess" (Die Göttin).

Der Film „Ni Liv" (Der Stärkere) über den Freiheitswillen und die Solidarität norwegischer Menschen – die 1943 einem von Faschisten verfolgten Widerstandskämpfer zur Flucht verhalfen – fand auch in Edinburgh großen Anklang.

Gabriela Zapolskas Bühnenstück „Die Moral der Frau Dulski" wurde vom ČSR-Staatsfilm mit Zdenka Baldova verfilmt und in Edinburgh gezeigt.

EDINBURGH 1958

Wie in den vorausgegangenen Jahren wirkte die imposante Burg gleich einer riesigen Kulisse für das Internationale Festival, das die ehrwürdige Stadt Edinburgh zum 12. Mal beherbergte. Immer noch exerzieren Soldaten feierlich in altertümlichen Uniformen, in „kilts" – Schottenröcken – und unter großen Bärenmützen bei den Klängen der Dudelsäcke. Neu ist vielleicht, daß währenddessen in den Straßen der Stadt nato-verbündete Matrosen der USA-Marine flanieren, denen lange Schlagstöcke an den Leibriemen baumeln ...

Gewiß sind die Edinburgher Filmfestspiele bei weitem nicht so exklusiv wie z. B. in Cannes oder Venedig. Dafür – und das scheint mir wichtiger zu sein – beziehen sie das „normale" Publikum zu erträglichen Preisen in die Veranstaltungen ein, und immerhin waren in diesem Jahr 36 Länder, sozialistische und kapitalistische, mit einer großen Zahl von Spielfilmen, Kurzfilmen, Dokumentar- und populärwissenschaftlichen Filmen sowie Experimentalstreifen vertreten.

Obwohl Kurt Jordan vom VEB DEFA-Außenhandel und ich als „Neulinge" ankamen, war die Begrüßung durch die Festivalleitung herzlich, denn die DEFA, Produktionsstätte des sozialistischen Films in Deutschland, nimmt seit Jahren einen geachteten offiziellen Platz in den Reihen der Teilnehmer ein.

Diesmal lief von uns zunächst „Vergeßt mir meine Traudel nicht" (Kuba, Kurt Maetzig) in zwei Vorstellungen. Der Film wurde freundlich und (ich glaube als erster Festivalfilm) mit kräftigem Beifall aufgenommen. Auch der Kritiker des „Scotchman", der meistgelesensten Zeitung, widmete dieser „ostdeutschen" Filmkomödie relativ großen Raum und anerkennende Worte, wenngleich er, wie ein größerer Teil des Publikums, den tieferen Ideengehalt nicht völlig verstanden haben dürfte.

Das liegt nicht zuletzt an einer übergroßen Sparsamkeit mit Untertiteln, was sich noch viel schwerwiegender bei der Aufführung unseres zweiten Spielfilms „Emilia Galotti" (Martin Hellberg) auswirkte: den Zuschauern blieb die Verfilmung von Lessings Trauerspiel offensichtlich fremd, oftmals reagierten sie der beabsichtigten Wirkung gerade entgegengesetzt. Die Fachleute lobten zwar die Kameraführung, überhaupt viele visuellen Wirkungen, hielten jedoch die Wahl des Filmstoffes für einen Mißgriff (ohne bis zu der bei uns geübten Kritik der Konzeption vorzudringen). Das sowjetische Filmschaffen war u. a. durch „Die Schwestern" von Grigorij Roschal stark vertreten. Sonderbeifall erhielt der schöne künstlerische Dokumentarfilm „Erzählung von den Pinguinen".

Einen tiefen Eindruck hinterließ auch „Das Leben ist wundervoll", ein künstlerischer Dokumentarfilm des mit der DEFA engverbundenen polnischen Regisseurs Tadeusz Makarczynski, der als ergreifende Warnung vor den auch in England vom Volke verurteilten Vorbereitungen eines atomaren Krieges empfunden wurde.

Ohne das ganze, sich über mehrere Wochen erstreckende Programm kennenlernen zu können, schien mir das Niveau der meisten gezeigten Filme in Inhalt und Form mittelmäßig, worüber handwerkliche Perfektion nicht hinwegtäuschen kann. Auch die Sozialkritik, wie sie z. B. in „A Cry from the Streets" (Ein Ruf von den Straßen, England) auf subjektiv wahrscheinlich ehrliche, im Grunde aber sehr oberflächliche, idealistische Weise geübt wird, vermittelte keine tiefen künstlerischen Erlebnisse. Dagegen wirkten die anschließenden Darbietungen des anwesenden Hauptdarstellers, des bekannten Sängers Max Bygrave, in ihrer herzerfrischenden Natürlichkeit mitreißend.

Aus den in kapitalistischen Ländern produzierten Spielfilmen ragte m. E. „The Goddess" (Die Göttliche, USA) hervor. Das ist das jüngste Werk Paddy Chayefskis, der auch den in der DDR bekannten Film „Marty" schrieb. Chayefski erzählt hier mit dem Regisseur John Cromwell kritisch, in künstlerisch sehr interessanter Weise das innerlich völlig hohle Leben eines Filmstars, aus dem sich trotz des engen sozialen Ausschnittes viele Rückschlüsse auf die „Lebensweise im gelobten Land" aufdrängen.

Ich konnte nicht mehr miterleben, welche Aufnahme der DEFA-Film „Das singende, klingende Bäumchen" fand, mit dem das Kinder-Festival eröffnet werden sollte. Mein Auftrag war mit einem Referat über die Probleme der nationalen und internationalen Filmkunst bei Co-Produktionen erfüllt, das auf der im Rahmen des Festivals stattfindenden Filmkonferenz zu halten war. Uns erschien es, daß die aus den relativ zahlreichen DEFA-Co-Produktionen resultierenden künstlerischen Erfahrungen und Verallgemeinerungen mit Interesse aufgenommen wurden, besonders aber dann, als die Rede sehr eindeutig auf die weltanschauliche Problematik kam. Wahrscheinlich hat sich der eine oder andere kapitalistische Vertreter von seinem kommerziellen Standpunkt aus im Stillen über die „verbohrten Kommunisten" amüsiert, die mit Co-Produktionen der Freundschaft, der Verständigung zwischen den Völkern dienen wollen. Immerhin schien uns für die Mehrzahl der Konferenzteilnehmer charakteristisch zu sein, was ein holländischer Filmschaffender anschließend aussprach: der Redner habe eine „Mauer" zwischen kapitalistischen und sozialistischen Filmproduktionen aufgerichtet, aber gleichzeitig einen Weg entwickelt, wie sie auf humanistischer Basis niederzureißen sei.

Aus dem 12. Edinburgher Festival ergibt sich für die DEFA eine verpflichtende Schlußfolgerung:
Wir haben mit neuen, künstlerisch starken und weltanschaulich eindeutigen Filmen ein jährlich wachsendes Publikum zu gewinnen.

Konrad Schwalbe

Der neueste Film mit der jungen Ungarin Mari Töröczik „Die eiserne Blume" – der bereits in Cannes lief – vertrat das ungarische Filmschaffen beim Festival.

Das Feuerzeug

Nach dem Märchen von Hans Christian Andersen schrieben Dr. Anneliese Kocialek, Fred Rodrian und Siegfried Hartmann, der auch Regie führt, den neuen DEFA-Film

Der Herbststurm fegt die letzten Bäume kahl. In roten, braunen, gelben und mattgrünen Farben, vom Regen glänzend, breitet sich um ihre Stämme ein Blätternest. Die Kinder waten hindurch und freuen sich über das Laub, das sich wie Wellen an den Beinen kräuselt.

Mit diesem letzten Spaß des müde gewordenen Jahres beginnt die Zeit, in der Hans, der achtjährige Steppke, nun wieder allsonntäglich um 25 Pfennig fürs Kino bettelt. Wenn er sie gegen einen Extraeimer Kohlen, die er aus dem Keller holte, bekommen hat, marschiert er los. Seine Schwester Tine läßt er weinend zurück, „weil die doch bloß immer Angst hat". Zusammen mit seinen Freunden sitzt er ein paar Minuten später im Eckkino und begeistert sich an allen Filmen, die es so gibt. Selbst für den Märchenfilm fühlen sie sich nicht zu alt!

Es ist kein bloßer Unterhaltungsdrang, der die Kinder dazu treibt, alles, was ihnen geboten wird, unbedingt aufzunehmen. In diesem Alter suchen sie Vorbilder; sie brauchen etwas, mit dem sie sich identifizieren können. Stark wirkende Taten, wie sie Märchenfilmen eigen sind, vermögen die kindliche Vorstellungswelt intensiv zu beeinflussen. Dabei haben Kinder für phantastische Dinge ein weitaus gesünderes Empfinden als einige besonders Kluge, die dem Märchenfilm seine Daseinsberechtigung absprechen wollen. Mit dem Anschauen von Märchenfilmen stellen die Kinder selbst ein gesundes Gleichgewicht zu den vielen Eindrücken her, die sie täglich empfangen. Unsere Aufgabe ist es, ihnen zu helfen. Denn abgesehen von der Verpflichtung, das kulturelle Erbe, zu dem das Märchen zweifelsohne gehört, weiterzugeben, darf auch in einem Zeitalter der Sputniks, in einer Zeit, da die Kinder polytechnischen Unterricht erhalten, die musische Erziehung, die Befruchtung der schöpferischen Phantasie nicht fehlen. In ihren heutigen Träumen liegt der Grundstein zum Streben nach guten und großen Taten im Morgen.

Wie aber sollen diese Märchenfilme aussehen?

In seinem Referat auf der Filmkonferenz faßte Alexander Abusch das in wenigen Worten zusammen, als er für die Verfilmung solcher Märchenstoffe plädierte, „... die nicht der Verbreitung des Mystizismus dienen, sondern das Kind im Geiste der sozialen Gerechtigkeit und Liebe für das arbeitende Volk erziehen". Vom gleichen Gedanken ausgehend, wurde „Das Feuerzeug" unter dem großen Andersenschen Märchenschatz ausgewählt.

▲ **Der kleine Hans erhält durch den Soldaten eine Lehrstelle. Das wird er ihm nie vergessen. (Johannes Maus, Rolf Ludwig)**

Der Schneider traut diesem verlumpten Kerl nicht zu, daß er neue Kleider bezahlen könnte. (Paul Böttcher, Rolf Ludwig) ▶

Fotos: DEFA-Schneider

Freunde in der Not gehen hundert auf ein Lot. Auch der Soldat muß das erfahren. (V. l. n. r. Heinz Schubert, Rolf Defrank, Rolf Ludwig, Fritz Schlegel, Hannes Fischer) ▼

Der Soldat, der sich von seinem König getäuscht sieht, zieht aus, um sich Gerechtigkeit zu verschaffen. Durch Mut und durch Güte drei großen Hunden gegenüber gelingt es ihm, einen Geldschatz und ein Feuerzeug zu erobern. Mit dem Geld tut er sowohl vielen Armen als auch ein paar Nichtsnutzen, die er für seine Freunde hält, Gutes. Erst als er später fast an den Galgen gebracht wird, muß er erkennen, daß sein einziger Freund ein kleiner Schusterjunge ist. Ihm hatte er einstmals geholfen. Und nun rettet er gemeinsam mit den drei Hunden, die er durch das Feuerzeug herbeiruft, das Leben des Soldaten.

Das Schwergewicht der Aussage liegt also nicht so sehr auf der Wunderkraft des Feuerzeuges, wie es Andersen darstellte, sondern vielmehr auf dem Gedanken der Freundschaft. Die Kinder sollen zum Nachdenken angeregt werden, unter welchen Menschen sie ihre Freunde suchen müssen. Sie sollen frühzeitig erfahren, daß Freundschaft nicht im Wort, sondern in der Tat entscheidend zu erkennen ist.

In der weiteren Gestaltung des Buches haben sich die Autoren darauf konzentriert, den Soldaten als zentrale Figur durch den ganzen Film zu führen. Auch in Detailfragen beschränkten sie sich auf das Wesentliche, weil Kinder, insbesondere kleine Kinder, nur in geringem Umfang dergleichen aufnehmen können. Aus dem gleichen Grund, aber auch um die Bildsprache stärker wirken zu lassen, wurde auch weitgehend auf Dialoge verzichtet. Das allerdings erforderte einen Schauspieler, der pantomimisch stark begabt ist. In Rolf Ludwig, dem die Rolle auf den Leib geschrieben zu sein scheint, wurde dieser Schauspieler gefunden. Ihm gelingt es, jede Gefahr der Angst bei den Kindern — auch die Gefahr der Angstfreude — zu überspielen. So ist beispielsweise die Begegnung mit den drei Hunden, die für ihn eine Mutprobe bedeutet, derart dargestellt worden, daß sie nicht Entsetzen einflößt. Die Figur des Soldaten muß in dem Augenblick zwar Achtung gebieten, aber trotzdem etwas lustig-komisch wirken, um das Kind auch nicht einem Anflug von Furcht zu überlassen.

Die genannten Punkte sind nur ein paar Beispiele von den vielen, die Siegfried Hartmann und die Dramaturgin Margot Beichler in einem Gespräch für die Gründlichkeit der Überlegungen zu diesem Film gaben. Uns sind sie ein Beweis dafür, daß man bemüht ist, die Zeiten, in denen bei der DEFA Märchenfilme entstanden, die einfach das Aufnahmevermögen und die Psyche des Kindes überforderten, zu überwinden.

Für diesen Film jedenfalls sollte Hans auch um Geld für seine Schwester bitten. Er blamiert sich nicht mit ihr. *-jd-*

Im Präsidium des Dresdner Forums saßen neben Helga Göring, Christine Laszar und Günther Simon der Stadtrat für Kultur, Kempe, Chefredakteur Paul Thyrêt vom FILMSPIEGEL, Karl-Eduard von Schnitzler, Siegfried Silbermann, vom Progress Film-Vertrieb Berlin, und der Dresdner Bezirksdirektor von Progress, Weber.

▲ Anziehungspunkt der IV. Deutschen Kunstausstellung waren auch für Helga Göring und Christine Laszar Plastiken von Fritz Cremer.

TREFFPUNKT D

Unsere Schauspieler besuchen die IV. Deutsche Kunstausstellung

Mit der Eröffnung der IV. Deutschen Kunstausstellung hat Dresden seinen Ruf als Kunststadt der Deutschen Demokratischen Republik aufs neue bestätigt. Eine erstaunliche Fülle von Werken unserer Maler, Bildhauer, Graphiker und Kunstgewerbler stellt sich im Albertinum an der Brühlschen Terrasse der Kritik.

Es sind in ihrer Vielzahl Werke, die mit ihrer künstlerischen Aussage richtungweisend sein dürften und einen ernsthaften Beitrag unserer bildenden Künstler zur sozialistischen Kultur unseres Volkes darstellen. „Die IV. Deutsche Kunstausstellung ist eine Ausstellung realistischer Kunst", sagte Alexander Abusch in seiner Eröffnungsansprache, „in deren Werken sich die beste humanistische und realistische Tradition deutscher Kunst mit sozialistischem Neuerertum verschmelzen."

Viele bekannte Namen — Fritz Cremer, Hans und Lea Grundig, Ruthild Hahne, Josef Hegenbarth, Gabriele Mucchi, Oskar Nerlinger, Kurt Poltiniak, Kurt Zimmermann — findet der Ausstellungsbesucher in den neugestalteten lichten Hallen. Aber das Wesentliche und Erfreuliche wird wohl sein, daß man sich in Zukunft noch mehr Namen von jungen, heute noch unbekannten Künstlern merken muß, die in unserer bildenden Kunst bei ihrer Weiterentwicklung eine bedeutende Rolle einnehmen werden.

A. W.

◄ Vor dem Porträt unseres Arbeiterdichters Ludwig Turek von Elisabeth Holz Averdung traf unser Bildreporter: Karl-Eduard v. Schnitzler.

Ein Bild des Dresdner Malers W. Köhler fand das besondere Interesse Helga Görings: „Dieses Bild würde ich mir gern in meine Wohnung hängen." ▼

Vom 3. Filmspiegel-Forum in der Dresdner „Schauburg"

Drei Männer blicken wie verabredet auf die Uhr. Es ist halb acht. Das 3. Filmspiegel-Forum in der „Schauburg" wird eröffnet. Das Lichtspieltheater ist am Vorabend des „Tages der Republik" bis auf den letzten Platz besetzt. Jung und alt haben bereits die Autogramm-Halbstunde vor der Veranstaltung genutzt. Jetzt beginnt das ausführliche Gespräch zwischen Künstlern, Kritikern und Publikum.

Ein schöner Auftakt zu den Feiern des nächsten Tages — ein neuer Beitrag zur allgemeinen Diskussion über unsere sozialistische Kultur und unseren Film —, eine gute Vorbereitung zu den Wahlen ist diese Aussprache, die den fast 1000 Menschen im Verlauf des Abends ihre Mitverantwortung bei der Entwicklung unserer Filmkunst und unseres Spielplanes bewußt werden läßt.

Über den DEFA-Film

Nach einführenden Worten Paul Thyrêts, des Filmspiegel-Chefredakteurs, steht zuerst die DEFA im Mittelpunkt. Ein 23jähriger Sachbearbeiter möchte wissen, warum die DEFA in der Mehrzahl Filme ernster Thematik herstellt und sowenig Lustspiele gedreht werden. Dazu sagt Günther Simon: „Der Lustspielfilm ist eine sehr ernste Angelegenheit. Es gibt einen ganz einfachen Grund, warum es sowenig Filme dieses Genres gibt: Es fehlen die Bücher, es fehlen die Autoren. Aber es liegen jetzt einige Stoffe vor, und ich wirke schon in einer neuen Komödie ‚Senta auf Abwegen', die Martin Hellberg dreht, mit. Außerdem darf man nicht vergessen, daß die Produktion der DEFA begrenzt ist, und da der DEFA-Film den deutschen Film repräsentiert, muß er sich vor allem ernsthaft mit den Problemen der Vergangenheit und Gegenwart auseinandersetzen. Er muß sich mit der verhängnisvollen Entwicklung in Westdeutschland beschäftigen. Er

Aufmerksam folgten die Dresdner den Diskussionen, den Fragen und den Antworten über unser sozialistisches Filmschaffen und den Spielplan unserer Lichtspieltheater. Es war ein schöner Auftakt zum 9. Jahrestag der Gründung unserer Republik in der „Schauburg". Schon Tage vorher war der „Treffpunkt Filmspiegel" ausverkauft.

DRESDEN

muß den Wünschen unserer Menschen nach Filmen über unser neues, sozialistisches Leben nachkommen." Die Worte Günther Simons ergänzt Karl-Eduard von Schnitzler, und er fügt hinzu, daß es mit dem Lachen eine recht komplizierte Sache sei, besonders in unserer neuen Gesellschaftsordnung. „Die DEFA hat heute eine große Verantwortung", sagt er, „da sie sich zuerst einmal mit den deutschen Verhältnissen auseinandersetzen muß. Das ist um so schwerer, da im anderen Teile Deutschlands mit Filmen wie ‚Der Arzt von Stalingrad', ‚Taiga', ‚Blitzmädel' und mit Schnulzen- und Unterhaltungsfilmen, die die Menschen vom wirklichen Leben ablenken sollen, derselbe Weg beschritten wird wie im ‚1000jährigen Reich', das nur 12 Jahre von Bestand war. Man soll nicht sagen: Wir machen zuviel Politik im Film. Mit westdeutschen Filmen wird viel mehr Politik gemacht, auch mit den sogenannten ‚unpolitischen' Streifen!"

Auf die Frage, weshalb einige bereits angekündigte Filme nicht herauskommen, antwortet Siegfried Silbermann vom Progress-Film: „Die Filme ‚Sonnensucher' und ‚Die Elenden' werden nach einigen Änderungen und im Falle der Gemeinschaftsproduktion nach Klärung einiger Meinungsverschiedenheiten bald zur Aufführung kommen. Der Film ‚Die Schönste', nach dem immer wieder gefragt wird, entstand zu einer Zeit, da verschiedene Regisseure und Drehbuchautoren die Arbeitsmöglichkeiten bei der DEFA ausnutzten, um dem Ansehen unserer Republik schadende und unsere Wirklichkeit entstellende Filme zu drehen. Der Film ‚Die Schönste', der ein besonders krasses Beispiel dafür ist, wird bei uns nicht aufgeführt werden."

Fragen an unsere Schauspieler

Helga Göring, die in Dresden besonders beliebt ist — sie gehörte für mehrere Spielzeiten dem Ensemble des Dresdner Staatstheaters an —, wurde gefragt, ob sie das Theater oder den Film mehr liebe und immer mit ihren Mütterrollen voll zufrieden sei. „In der letzten Zeit habe ich zwar nur gefilmt", antwortete darauf Helga Göring. „Das Theater hat mir aber so sehr gefehlt, daß ich fast krank geworden bin. Ich habe in diesem Jahr einen Urlaub vom Film genommen und wirke gegenwärtig in Pavel Kohouts Stück ‚So eine Liebe' am Potsdamer Theater mit. Außerdem probe ich im Maxim-Gorki-Theater für Alfred Matusches Schauspiel ‚Nacktes Gras'. Natürlich spiele ich gern Mütterrollen, sonst würde ich sie nicht übernehmen. Und die Gerda Loening und Hedwig Schindler sind mir von allen meinen Filmaufgaben am meisten ans Herz gewachsen. Daß ich auch anders kann, werden die Filme ‚Die Premiere fällt aus', in dem ich eine zwar kleine, aber komische Rolle habe, und ‚Reportage 57', in dem ich eine Westberliner, versnobte und egoistische Frau spiele, zeigen."

Christine Laszar, die gerade ihre beiden ersten Filme bei der DEFA — „Geschwader Fledermaus" und „Die Premiere fällt aus" — abgedreht hat, wird von einem Dresdner gefragt, warum sie in die DDR übergesiedelt sei. Sie antwortet: „Ich gehöre nicht zu dem halben Dutzend westdeutscher Schauspieler, das aus finanzieller Not in der letzten Zeit Selbstmordversuche begangen hat. Mir ging es in Westdeutschland gut. Ich habe in München im Funk und im Fernsehen gearbeitet und stand auf der Bühne, u. a. in Honolds „Geschwader Fledermaus". Dort entdeckte mich auch die DEFA und bot mir die gleiche Rolle im Film an. So kam ich in die DDR, und ich habe hier in Gesprächen gehört und auch mit eigenen Augen gesehen, welche gesunde Entwicklung sich hier anbahnt. Mit welchem Eifer hier alle Menschen arbeiten und mitmischen. Seit dem 12. Juli bin ich Bürgerin der DDR, und ich freue mich auf die Wahlen und werde dann ebenso mitmischen können wie Sie alle. Ich fühle mich hier zu Hause. Ich kann mir heute nicht mehr vorstellen, daß ich drüben leben könnte."

(Fortsetzung Seite 10)

Besucher aller Altersschichten beteiligten sich lebhaft an der Aussprache, die fast zwei Stunden dauerte. Im Anschluß an das Forum erlebte dann der zweite Teil des sowjetischen Filmes „Der stille Don" seine deutsche Erstaufführung.

Stark gefeiert wurde Nationalpreisträger Günther Simon, und der Dank des Publikums fand seinen besonderen Ausdruck in den Worten eines Besuchers, der herzliche Worte an den Darsteller des Ernst Thälmann richtete. Fotos: Kastler

Pavel Kohout aus Prag, Verfasser des vieldiskutierten Theaterstückes „So eine Liebe", und sein deutscher Dramatiker-Kollege Hans Lucke aus Dresden, bekannt geworden durch seinen Kriminal-Dreiakter „Kaution" und das Schauspiel „Der Keller", trafen sich mit dem „Filmspiegel" im Berliner „Adria"-Restaurant. Bei dieser Gelegenheit versuchte unser Mitarbeiter Helmuth Pelzer von den beiden Autoren zu erfahren, wie das denn eigentlich so sei,

WENN ZWEI DASSELBE TUN

Filmspiegel: Pavel Kohout, Sie haben – wie wir wissen – Philosophie studiert und Sie, Hans Lucke, sahen wir als Schauspieler im Dresdener Staatstheater und einmal im Film, im „Ochsen von Kulm". Wann, wo und wie kamen Sie eigentlich zum Schreiben?

Pavel Kohout: Also, bei mir war das so: Während meines Studiums wurde ich Mitglied des „Julius-Fučík"-Ensembles. Das ging so lange gut, bis ich eines Tages dessen Leitung übernehmen mußte. Plötzlich saß ich mit meinem Talent auf dem Trockenen. Verzweifelt suchten wir nach Texten, vor allem nach neuen. Denn zu den aktuellen Tagesproblemen, beispielsweise der Geldreform, hatte keiner unserer „Klassiker" auch nur eine Zeile geschrieben. Und so wurde eben aus unserer Not eine Tugend. Ich begann zu schreiben, erst ein, zwei kleine Gedichte, später mal einen Song und so ging es weiter.

Hans Lucke: Bei mir fing es auf der Bühne an. Und zwar in Görlitz. Wir suchten nach Gegenwartsstücken und fanden auch eins. Ich bekam eine Rolle. Zu meinem Unglück – wie mir beim Lesen zunächst schien. Aber es war mein Glück. Denn ich habe mich von da an über das Stück so geärgert, daß ich mich vor lauter Wut zu Hause im stillen Kämmerlein hinsetzte und sagte: Das müßte man doch auch besser machen können. Ich schrieb und schrieb. Schließlich war es fertig und um keinen Deut besser als das Stück, über das ich mich vordem so geärgert hatte. Doch ich sagte mir: Auch Rom ist nicht an einem Tage erbaut worden, und nur der Versuch macht klug. Ich gab nicht auf, versuchte es noch mal und . . .

Filmspiegel: Und inzwischen haben Sie ja beide schon ein halbes Dutzend Stücke auf dem Buckel. Woher nahmen Sie denn nun aber die Stoffe dafür? Oder möchten Sie lieber nicht aus der Schule des Dichters plaudern?

Pavel Kohout: Doch, doch! Sehen Sie zum Beispiel mein erstes Stück „Das gute Lied", es spielt zwischen jungen Verliebten, na und ich war eben auch mal verliebt. „So eine Liebe" spielt unter Studenten. Ich war Student. „Septembernächte" spielt in einem Sommerlager der Armee. Ich war Soldat. So ist das bis heute. Ohne autobiographisch zu sein, braucht man doch nur die Augen aufzumachen: Probleme, Stoffe, Ideen, liegen, im wahrsten Sinne des Wortes, auf der Straße, was ich gerade jetzt erst wieder mit einem Stück über drei Prager „Straßenjungen" zu beweisen versuche . . .

Hans Lucke: . . . und ein bißchen Selbsterlebtes ist natürlich überall dabei. Bei mir war es beim „Keller" so. Das, was sich in diesem Keller an der Ostfront abspielt, das spielte sich fünf Minuten vor zwölf doch in Hunderten anderer solcher Keller ähnlich ab. Auch ich war noch 1944 zu den Fahnen geeilt worden; und wir hatten alle die Schnauze voll vom Krieg. Na und eben ausgerechnet in einem solchen Keller, wie ich ihn in meinem Stück schildere, wurde manchem klar, wie die Karre lief, begriff mancher, daß ein Gewehr nicht gleich ein Gewehr ist! Was „Kaution" und „Taillenweite 68" angeht, die Anregung für beide Stücke bekam ich durch einfache Tageszeitungsnotizen . . .

Filmspiegel: . . . womit also erwiesen ist, daß Sie sich beide, nicht ohne Erfolg, Problemen unserer Zeit zugewandt haben. Gibt es solche Gemeinsamkeiten vielleicht noch auf anderen Gebieten?

Pavel Kohout: Wir sind wohl ein und derselbe Jahrgang, wenn ich nicht irre?

Hans Lucke: Ja, beinahe! Im übrigen: Ich bin verheiratet!

Pavel Kohout: Das bin ich auch und sogar nicht ohne Erfolg: Wir haben einen Sohn und zwei Mädchen.

Hans Lucke: Na und? Haargenau dasselbe haben wir auch.

Filmspiegel: Unter diesen Umständen dürfte es Ihnen denn wohl auch nicht schwerfallen, zu sagen, welches Stück des anderen Sie für sein bestes halten und warum?

Hans Lucke: Darauf möchte ich gern zuerst antworten und die „Septembernächte" als Pavels bestes Stück bezeichnen. Mich hat es damals in Prag regelrecht umgeworfen, als ich sah, mit welcher parteilichen Offenheit dort auf der Bühne des Armeetheaters interne Probleme der Armeee dargestellt und in aller Deutlichkeit behandelt wurden, wie man sogar nicht davor zurückschreckte, subjektiv falsches Verhalten einiger Offiziere schonungslos zu kritisieren . . .

Pavel Kohout: Ja, das Stück hat damals nach der Premiere große Diskussionen ausgelöst, aber ich hatte dabei stets die Genossen des Ministeriums der Armee auf meiner Seite, mit deren tatkräftiger Hilfe und Beratung die „Septembernächte" schließlich entstanden waren. Doch nun zur Sache: „Der Keller" scheint mir Hans Luckes bestes Stück zu sein. Ich weiß, daß sich dafür bereits seit langem zwei Prager Theater interessieren und verspreche mir von der Aufführung schon jetzt einen großen Erfolg. Warum? Weil es nun, die wir unsere eigenen, schlimmen Erfahrungen mit dem Faschismus gemacht haben, sehr interessiert, wie die Verbrechen jener Zeit von deutscher Sicht dargestellt werden, wie ein deutscher Autor zu diesen Problemen Stellung nimmt.
Im übrigen habe ich mich persönlich über den gelungenen Versuch sehr gefreut, die ganze Handlung vor einem einzigen Hintergrund, dem Keller nämlich, abrollen zu lassen.

Filmspiegel: Das wäre nun also Ihre Theaterarbeit. Und welche Erfahrungen haben Sie mit dem Film?

Pavel Kohout: Ganz gute! Das begann als Mit-Drehbuchautor bei dem Festivalfilm „Morgen tanzt die ganze Welt". „Septembernächte" war der zweite Versuch. Er erhielt sogar 1957 den Preis der tschechoslowakischen Filmkritik, der jedes Jahr einmal vergeben wird. „So eine Liebe" ist jetzt gerade in Endproduktion, dann schrieb ich das Buch zu dem Film „Der Weg zurück". Na und für die Zukunft habe ich mir natürlich auch noch einiges vorgenommen. Aber das ist alles leider noch nicht so richtig spruchreif.

Hans Lucke: Ganz wenig, um auf Ihre Frage genau zu antworten. Zweimal nahm ich Anlauf und zweimal blieb mein Versuch im Gefilde der damaligen DEFA-Dramaturgie stecken, zuerst mit einem Stoff über die Rettung einer Brücke, 1945 in Dresden, und das zweite Mal mit meinem „Glatteis", einer Arbeit, zu der mich Bredels Buch über den Hamburger Aufstand inspiriert hatte. Da war ich zunächst für lange Zeit einfach „sauer" und schrieb lieber weiter an meinen Theaterstücken sowie an einigen Fernsehspielen.

Filmspiegel: Hans Lucke, Sie gaben eben das Stichwort: Was schreiben Sie beide eigentlich lieber, Theaterstücke oder Drehbücher?

Hans Lucke: Meine Erfahrungen sind da wohl doch noch zu gering. Gegenwärtig habe ich den Auftrag, zusammen mit Lew Arnstam an der ersten deutsch-sowjetischen Gemeinschaftsproduktion, an einem Film über die Rettung der Dresdener Gemäldegalerie zu arbeiten. Zu diesem Zweck pendele ich jetzt zwischen Moskau und Berlin. Daher sollte schon lieber Pavel . . .

Pavel Kohout: . . . natürlich, das will ich gern, denn die Antwort brennt mir geradezu unter den Nägeln. Wissen Sie, das ist so: Schreibe ich ein Theaterstück, schreibe ich es erstens allein und zweitens so, wie ich es mir denke. Schreibe ich dagegen ein Drehbuch, dann möchte die Dramaturgie dieses und der Regisseur wiederum jenes anders. Was am Ende dabei herauskommt, das sieht man als Autor mitunter erst im Kino. Allerdings muß man natürlich auch bei dieser Frage differenzieren. Es gibt auch gute Beispiele, wobei ich vor allem an die Arbeit mit Jasny bei meinen „Septembernächten" denke.

Fotos: Schwarzer

Filmspiegel: Nun, das wär's also! Hans Lucke, alles Gute für Ihren ersten Filmversuch und Sie Pavel Kohout, grüßen Sie bitte Prag und unsere tschechoslowakischen Filmkollegen von uns.

Pavel Kohout: Und Sie grüßen mir bitte die Leser des „Filmspiegel".

WIE WAR DENN DER?

Nachdem wir im ersten Teil des „Stillen Don" Grigoris Schwanken zwischen zwei Frauen – Axinja und Natalja – erlebten, sehen wir jetzt seine Labilität zwischen zwei Fronten: zwischen Weiß und Rot. Die wechselvollen Jahre der Revolution und des Bürgerkrieges gestaltete Sergej Gerassimow derart, daß das persönliche Schicksal Grigoris weit zurücktritt. Dennoch aber nehmen wir immer Anteil an seinem Leben, das wechselt – wie die Schneegestöber in der Steppe. Gerassimow gelang es, Szenen zu inszenieren, die zu einem bleibenden Erlebnis werden, so zum Beispiel jene, in der die besten Söhne der Revolution zum Schafott geführt werden. Um aber die Handlung vollends zu verfolgen, zu verstehen, empfiehlt es sich, unbedingt den ersten Teil anzuschauen, bevor man den zweiten sieht.

„Das Haus, in dem ich wohne" ist ein Film, der zwischen den „Kranichen" und dem „Don" herauskam und – so will es mir scheinen – nicht die gebührende Würdigung in unserer Presse fand. Wie dieser Film die Geschichte von Menschen erzählt, die in einem Moskauer Mietshaus wohnen, und wie er sie gestaltet – liebend, glücklich, leidend, ohne jedes falsche und hohle Pathos –, ist in seiner Art einzigartig. Dieser Film erhielt den Preis für das beste Drehbuch auf dem Internationalen Filmfestival während der Weltausstellung in Brüssel.

„Die Bombe" kommt aus der ČSR und entwickelt sich erfreulicherweise nicht zu einem filmischen Blindgänger. Dennoch könnten viele Einwände gegen diesen Film erhoben werden ob seiner Absicht, mit den Nerven der Zuschauer zu spielen. Die Tat mutiger Männer, die auf einem Baugelände eine Bombe finden, läßt der Regisseur Jaroslav Balik breit ausspielen, vor allem jene Szenen, die an Spannung nichts zu wünschen übriglassen. Die Bombe platzt schließlich. Keiner kommt zu Fall, und der Zuschauer verläßt frohen Herzens das Kino. Vielleicht darüber nachdenkend, etwas dagegen zu tun, damit nicht wieder neue Bomben fallen.

„Eruption" ist wahrhaft auch ein Ausbruch aus der Enge von Filmen, die ich bisher aus der jungen rumänischen Filmproduktion sah. Viele Filme, die bisher aus Rumänien kamen, hatten große Mängel aufzuweisen. Obwohl sich der Regisseur Liviu Ciulei im Einsatz seiner filmischen Mittel an bisher schon dagewesene Möglichkeiten anlehnte sowie vom Thema her allzu viele Konzessionen an den „Reißer" gemacht wurden, ist es doch ein Film, der den Weg zum Publikum finden wird.

Günter Stahnke

„Der stille Don"

„Das Haus, in dem ich wohne"

„Die Bombe"

„Eruption"

AN WLADIMIR A. POSNER

Es gibt nur sehr wenige Mitarbeiter in unserem Lichtspielwesen, die seit 1945 „dabei sind" und Wladimir Alexandrowitsch Posner nicht kennen. Im Jahre 1948 entsandte ihn die Moskauer Zentrale der „Sovexportfilm" nach Berlin, um in der Vertretung in Deutschland die Leitung der Technik und der Theaterabteilung zu übernehmen.
Es dauerte nur sehr kurze Zeit, bis sich Posner die Sympathien all derer errungen hatte, die mit ihm in irgendeiner Weise zu tun hatten. Er sprach nicht nur von der deutsch-sowjetischen Freundschaft, er handelte danach! Unermüdlich bereiste er unsere DDR, leitete die Arbeit in den Filmtheatern, entwickelte Pläne zur Umgestaltung und Verschönerung unserer Lichtspielhäuser, räumte die gewiß nicht geringen Schwierigkeiten aus dem Wege und fand immer noch Zeit, sich ernsthaft und verantwortungsbewußt um die Verbesserung der Lebenslage seiner Mitarbeiter, um ihre persönlichen Sorgen zu kümmern und zu helfen. Seiner Einsatzbereitschaft, seiner nie versagenden Initiative und seinem Weitblick, ja auch seiner Liebe zu unserem Volke ist es mit zu danken, daß fast hundert Kinos im landläufigen Sinne zu wahren Kulturstätten umgebaut wurden – mit Hilfe unserer sowjetischen Freunde. Er verstand es, der Arbeit im Lichtspielwesen unserer Republik durch die Vermittlung seiner reichen Erfahrungen immer neue Impulse zu geben.
Wenn heute einige seiner alten Mitarbeiter zusammenkommen, ist es selbstverständlich, daß über „Wladimir" gesprochen wird. Wenn er, der nun schon wieder lange Zeit in Moskau tätig ist, auf ein paar Tage zu uns kommt, bleibt ihm wenig Zeit – jeder möchte wenigstens auf ein halbes Stündchen mit ihm erzählen, ihm berichten.
Wer Wladimir Posner kennt, wird einverstanden sein, wenn wir ihm auf diese Weise unsere herzlichsten Glückwünsche zu seinem 50. Geburtstag übermitteln, ihm für seine Arbeit herzlich danken und ihm für sein weiteres Leben Gesundheit und neue Erfolge wünschen.

TREFFPUNKT DRESDEN *(Fortsetzung von Seite 7)*

Im Namen zahlreicher Filmbesucher sprach dann ein Dresdner Günther Simon für seine Darstellung Ernst Thälmanns den herzlichsten Dank aus. „Was ich studiert habe, was ich über Thälmann gehört und selbst über ihn gesprochen habe — all das fand ich in der Darstellung Günther Simons wieder." Nach einem minutenlangen Beifall für diese anerkennenden Worte erhob sich Günther Simon und sagte: „Es hat viele Aussprachen gegeben, bevor ich diese Rolle übernahm. Ich war damals der Meinung, wir als Künstler müssen neutral bleiben. Ich war Pazifist und stand irgendwie in der Opposition. Dann kam eines Tages Willi Bredel zu mir und sagte: ‚Was weißt du eigentlich von den Kommunisten?' Ich habe über diese Worte nachgedacht und schließlich die Rolle übernommen. Nach vier Monaten intensiven Studiums über das Leben und über das Wirken Ernst Thälmanns habe ich sehr vieles begriffen. Den ersten Teil drehte ich dann noch als Herr Simon, obwohl schon zu dieser Zeit die Sache der Arbeiterklasse zu meiner eigenen geworden war. Ich glaubte nur, wenn ich in die Partei eintreten würde, erhielten die anderen den Eindruck, ich liefe nach den vielen Diskussionen und nach dem Thälmannfilm bloß mit, aber schließlich setzte ich mich über alle eigenen Einbildungen hinweg und stellte kurzerhand den Antrag, in die Partei aufgenommen zu werden. Den zweiten Teil des ‚Thälmann'-Films habe ich dann als Genosse gedreht. Ich bin der Meinung, daß man sein Leben so führen muß, daß man es immer vor sich selbst verantworten kann."

Wo bleiben die Westfilme?

Die Filme aus dem kapitalistischen Ausland interessieren nach wie vor jüngere Kinobesucher. Eine 16jährige Feinmechanikerin, ein 18jähriger Dreher fragen nach Buchholz- und James-Dean-Filmen; ein Kinobesucher nach den Streifen, die Wolfgang Staudte in Westdeutschland drehte; ein Dresdner schließlich nach Chaplins neuen Filmen. Zu diesen Fragen nimmt Karl-Eduard von Schnitzler Stellung und antwortet: „Selbstverständlich sind wir weiterhin bestrebt, gute und wertvolle westliche Filme anzukaufen. Aber die Zahl dieser Filme wird immer geringer. Für die Chaplin-Filme, die wir gern erwerben würden, werden unerschwingliche Dollarbeträge erhoben. Die Filme Wolfgang Staudtes liegen tief unter dem Niveau seiner DEFA-Filme. Die „Rose Bernd" hat kaum mehr etwas mit dem Schauspiel Gerhart Hauptmanns gemein; „Madeleine und der Legionär", ein Film über die Fremdenlegion, setzt sich nicht mit den wirklichen Problemen in der Legion auseinander, der Streifen stiftet mehr Verwirrung, als daß er die Menschen aufklärt. Sein letzter Film „Kanonenserenade" ist zwar gut gemeint, am Ende verläßt der Besucher aber das Kino in dem Glauben, daß Kriege auf die Eitelkeit einzelner Leute zurückzuführen sind, die gern Orden tragen. Was die Filme mit James Dean und Horst Buchholz betrifft, so muß man ganz eindeutig feststellen, daß wir nicht Filme kaufen, nur um einen Schauspieler in einer Glanzrolle zu zeigen."

Siegfried Silbermann ergänzt diese Ausführungen und gibt einige Filmtitel bekannt, vor allem auch von Cinemascope-Streifen, nach denen immer wieder gefragt wird. Er nennt an kommenden Cinemascope-Filmen „Ilja Muromez" aus der Sowjetunion, „Männer und Wölfe" aus Italien, „Die Elenden" und als nächsten DEFA-Film in Totalvision „Das Lied der Matrosen".
Dann ergreift Karl-Eduard von Schnitzler das Schlußwort. Er geht besonders darauf ein, daß im Gegensatz zu Westdeutschland bei uns jeder Kinobesucher eine Mitverantwortung auch an der weiteren Entwicklung unserer sozialistischen Filmkunst trägt und in Diskussionen und Filmforen seine Meinung und Kritik äußern kann. Hier besteht ein ganz anderes Verhältnis zwischen Zuschauer und Filmschaffenden, weil bei uns Filme nicht nur für den Profit von Filmunternehmern produziert werden, sondern zur Unterhaltung, Erbauung und geistigen Bereicherung der Bevölkerung. Und das kann gar nicht anders sein, weil ja das volkseigene Filmschaffen nichts anderes ist als ein Bestandteil unseres gesamten öffentlichen Lebens. Und unser öffentliches Leben wird von unserer Wahllosung bestimmt: Arbeite mit — plane mit — regiere mit. Deshalb — so endet Karl-Eduard von Schnitzler — haben wir Filmschaffenden das Recht und die Pflicht, auch von dieser Stelle aus unsere Besucher aufzufordern, sich am 16. November an den Wahlen zu beteiligen — zum Wohle aller und auch zur weiteren gedeihlichen Entwicklung unserer demokratischen Filmkunst.

Das Forum ist zu Ende. Die Gäste verlassen unter dem Beifall des Dresdner Publikums die Bühne. In den Gängen drängen sich die Besucher und verabschieden sich von den Künstlern.
Dann hebt sich der Vorhang zur deutschen Erstaufführung des II. Teils des Films „Der stille Don". J. R.

Das Mädchen ROSEMARIE

Verboten – geändert – geschnitten – der Film „Das Mädchen Rosemarie" mußte, wie jeder etwas zu kritische Film im kapitalistischen Ausland, viele Zensuren passieren, bevor er zur Aufführung kam. Fotos: Roxy/NF

„Wir sind den Umständen nicht dankbar, die uns zu diesem Film herausforderten", sagen die Autoren im Vorspann zu ihrem Film über die westdeutsche Luxusnutte Rosemarie Nitribitt. Das klingt ironisch-aggressiv und ein wenig bitter. Die Herrschaften, die jene Umstände mit größtem Profit repräsentieren, waren den Urhebern des Films noch weniger dankbar. Es war an ihnen, sich herausgefordert zu fühlen, und sie eröffneten jenen Streit gegen die Anlehnung an Tatsachen, der in Westdeutschland üblich ist, wenn irgendein Autor – und sei es noch so zaghaft – die Kulissen des „Wunderlandes" auseinanderschiebt, um das Publikum dahinter blicken zu lassen.

Die „Freiwillige Selbstkontrolle der Filmwirtschaft", diese freiheitlich drapierte Zensur der wahren Herren in der Westzone, verlangte Änderungen im Vorspann und Bildschnitte. Der Frankfurter Hotelier Steigenberger wollte durch distanzierende Einblendungen bei Szenen, die in einer Hotelhalle spielen, sein Prestige hergestellt wissen. Die Firma Shell, von der eine Tankstelle im Film zu sehen ist, meldete sich zu Wort. Der Skandal ging weiter mit Schritten der Bonner Regierung gegen die Nominierung des „Mädchens Rosemarie" für das Filmfestival in Venedig, mit dem Ergebnis, daß der Streifen unter Mißbilligung der Filmjournalisten nicht im offiziellen Programm lief und daher keine Chance für eine Auszeichnung erhielt, die er durchaus hätte erreichen können ... Die Liste der Schritte, Maßnahmen, Verwahrungen, Polemiken ist endlos.

Dabei war für den, der über die Westzone einigermaßen aufgeklärt ist, so gut wie nichts passiert. Die Autoren des Films hatten den gewaltsamen Tod der Nitribitt, dessen Klärung in auffälliger Weise einschlief, zum Anlaß genommen, um ein paar kleine Wahrheiten über Westdeutschland zu sagen, die eigentlich seit den Skandalgeschichten um den Eheversprecher Strauß, um den Korruptionsmäzen Adenauer und um die Bestechungsaffären des Beschaffungsamtes der Bundeswehr keine Sensation sind. Ganz kleine Wahrheiten über die „Spielregeln" des Konkurrenzkampfes und des Zusammenarbeitens der Monopole, über die kalte Grausamkeit gegen den nicht „gesellschaftsfähigen" Emporkömmling wie das frühere Straßenmädchen Nitribitt, über die anrüchigen Vergnügungen der Industriekapitäne, wenn sie privat sind, über das belemmerte, leere, verlogene Dasein im Wirtschaftswunderland, in dem schon wieder – „Wir haben den Kanal noch lange nicht voll", wird zitiert – die militaristischen Kohorten marschieren, während es Not und Elend gibt.

Das alles ist mehr oder weniger nur als Symptom festgehalten, in Couplets von Zuhältern und Animierdamen vorgetragen oder in charakteristischen, oft satirisch zugespitzten Situationen dargestellt. Eine echte Fabel fehlt; die Autoren hätten den Dingen auf den Grund gehen müssen, wenn sie eine Fabel hätten schaffen wollen, die an Beispielen die Gesetzmäßigkeit der Korruption und Verworfenheit im Kapitalismus erfaßt. So aber ist die Handlung nur leicht geschürzt, so daß auch das Satirische vom Publikum nicht selten in gemütliche Schmunzelei leichterdings umgemünzt werden kann: Das Straßenmädchen Rosemarie gerät teils durch eigenes Zutun, teils durch Zufall in die Gesellschaft der Industriebarone, die sehr bald ihre Schwäche für die gut gebaute junge Dame entdecken und nacheinander zu ihr ins Bett schlüpfen. Sie plaudern dort so manches Geheimnis ihrer Geschäfte aus. Die Nitribitt schneidet die Gespräche heimlich auf Tonband mit. Sie tut das für Monsieur Fribert, der sie zu diesem Zweck in den Stand einer begehrenswerten Kokotte erhob. Als sie aber glaubt, mit den Tonbändern ihre eigenen Interessen durchsetzen zu können, hat sie alle, ihren Auftraggeber wie dessen Gegner im Geschäft, gegen sich. Nach einem letzten, mißglückten Versuch, die Nitribitt zur Herausgabe des kompromittierenden Materials zu bewegen, wird sie ermordet. Erleichtert fahren die Herren, die in Erwartung dieses Augenblicks schweigend vor ihrem früheren Absteigequartier geparkt haben, in ihren Mercedes-Wagen davon.

Durchaus ernst gemeint, bleibt „Das Mädchen Rosemarie" – trotz guter Darsteller und guter Kameraführung – eben wegen der verschwommenen, politisch ziellosen Kritik der literarischen Vorlage im Unverbindlichen. Das, was sich politisch und gesellschaftlich in Westdeutschland abspielt, ist denn doch nicht am Schicksal einer Prostituierten, auch nicht einer „hochgestellten", zu enthüllen. So ist der Skandal, der die Geburt des Films begleitete, nur ein Sturm im Wasserglas. Die Umstände, die zu diesem Streifen herausforderten, verlangen mehr als nur Äußerungen des Unbehagens.

Albert Siegfried

Neben Nadja Tiller als Rosemarie wirkten Horst Frank sowie Jo Herbst und Mario Adorf als ihre beiden ersten „Manager" (Bild oben) mit.

Vorhang auf vor dem Wirtschaftswunder in Westdeutschland. Einige Wahrheiten werden zwar gesagt über seine Nutznießer und ihre Spielregeln, aber bis auf den Grund geht auch dieser Film nicht.

auf ABWEGEN

Diese vier Gänse sind die aufrichtigsten Trauergäste. In ihren Köpfen spukt keine Erbschaftskalkulation, kein Freuen auf den Leichenschmaus. Ja, sie betätigen sich sogar als Tempelaustreiber. Das Gegreine und falsche Getue scheint ihnen gar zu dumm geworden zu sein – oder warum sollten sie sonst versucht haben, den Zug zu sprengen?

Hühner, Spanferkel, Kapaune, Puten, Kälber sind gebraten; Torten gebacken, die Tische gedeckt – die Leiche könnte eigentlich unter die Erde. Aber die beiden Haupterben haben sich verspätet. Martin Hellberg zeigt Werner Lierck, wie er sich das gehetzte Bratenrock-Umziehen vorstellt.

Die Zusammensetzung des Trauerzuges ist voller Komik. Manchmal ist sie aber auch unfreiwillig. Günther Simon (Matusche) muß Walter Jupé (Kuhlicke) in einem geflüsterten Gespräch entgegnen: „Da kräht doch kein Hahn nach." In dem Augenblick aber fängt ein Hund an zu bellen, worauf Simon – aus dem Konzept gebracht – den Text verändert und den Hund krähen läßt.

Über andere zu lachen ist leicht. Mit diebischer Freude verfolgt man die Wolke, die sich um das Haupt des Gefoppten kräuselt und sich dann unversehens entladet.
Schwieriger ist es schon, wenn es einem selbst an den Kragen geht. Da kann ein Regisseur zwar seine Begabung, mit Rindviechern gut umgehen zu können, unter Beweis gestellt haben; solange es sich um einen „Ochsen von Kulm" handelte, mag das Gelächter auch wohlwollend schadenfroh gewesen sein. Weh dem Regisseur aber, der eine „volkseigene" Kuh mit allem Drumherum aufs Korn nimmt! Hier muß er schon gut zielen können, um sich's nicht mit seinem Publikum zu verderben. Martin Hellberg hat sich gerade in dieser Hinsicht viel Gedanken gemacht, als er das Buch zu seiner „Kuh"-mödie „Senta auf Abwegen" schrieb. Mit sehr viel Fingerspitzengefühl gibt er dennoch menschliche Schwächen, die längst überwunden sein könnten (wären wir nicht Menschen), preis, ohne – so hofft er – verletzend zu wirken.
Mit wenigen Worten gibt der Regisseur die eigentliche Absicht des Filmes zu erkennen: „Er soll den Menschen auf dem Lande zeigen, wie sie unter neuen, besseren Arbeitsbedingungen zur Aufgeschlossenheit und Bereitschaft für vieles, das ihnen bislang fremd war, geführt werden. Wie sich das Gefühl der Gemeinsamkeit durchsetzt, das soll in einer ganz selbstverständlichen Entwicklung zum Ausdruck gebracht werden."
Was Hellberg nicht ausspricht, ist an dem, wie er Regie führt, zu bemerken: Er will eine Atmosphäre schaffen, durch die es im Film vor Frohsinn und Lebensbejahung sprüht. Daß wir diesen Eindruck ausgerechnet bei den Beerdigungsszenen des „letzten Großbauern" gewannen, muß nicht unbedingt gegen uns, aber schon gar nicht gegen den Film sprechen. Ein paar Fotos als Vorgeschmack mögen uns rechtfertigen.

Hellberg ist für sein Temperament bekannt. Während einer Pause springt er plötzlich auf und beweist, was er selbst aus Musikern herausholen kann! Hinter dieser Selbstironie verbirgt er seine eigentliche Absicht, die Stimmung so vieler Menschen auf der Höhe zu halten, um nach seinem üblichen Signal zum Drehbeginn: „Wir wollen, können und – müssen!" mit gleichem Schwung weiterarbeiten zu können.

Ein kritischer, sich immer etwas abseits haltender Beobachter ist Kameramann Karl Plinzner. Wenn er aber hinter seiner Kamera steht, merkt man ihm an, daß dieser Film längst auch zu seinem Kind geworden ist. Fotos: Kastler